

Frühling für Hitler?

SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek zu einem Buch des unverbesserlichen Hans Jürgen Syberberg

Die „Juden und die Linken“ hätten in einer „unseligen Allianz“ die Kultur in der Bundesrepublik beherrscht. Das Ergebnis: „eine unheilige Allianz für eine Kunst ohne Volk oder billiger, bequemer, schneller Wegwerfwaren wie Punk, Pop oder Junk“. Ein Zusammenwirken von „alles kulturelle Leben lähmenden Lügen“ und einer „jüdisch linken Ästhetik“ habe nach 1945 dafür gesorgt, daß „die Schuld zum phantasietötenden Geschäft werden konnte“. Damit müsse jetzt Schluß sein. Ein Umsturz der Werte sei fällig. Statt Sozialismus und Kapitalismus sollte es jetzt wieder „Heimat, Reich, Nation, Provinzen, Deutschland“ heißen. Vielleicht sollte man „Hitler neu bedenken“.

„Die Politik hat es besser“, weil „alle kommunistischen Parteien Osteuropas“ inzwischen ihren Namen „mit Scham“ abgelegt hätten. Aber: „Die Kultur, abseits, schlüpft durch, ohne Interesse und die Situation der Kulturlosigkeit bezeichnend“.

Solcher und ähnlicher Stuß steht nicht etwa in einem kulturpolitischen Pamphlet der Reps oder noch radikalerer Neonazis, sondern stammt von Hans Jürgen Syberberg, aus seinem neuen Buch „Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege“.

Das Buch, dessen Lektüre schon durch Syberbergs schwammiges Pathos die Leidenschaft des Lesers auf eine schier unbestehbar harte Probe stellt, löst die Verheißungen seines Titels auf folgende Weise ein: „Vom Unglück“: Die Juden sind unser Unglück. „Vom Glück“: Syberberg ist unser Glück. Daran, daß wir das Glück nicht merken, das wir an Syberberg haben, sind wieder, na klar, die Linken und Juden schuld.

Syberberg weiß sich im Ausland besser verstanden: Seine „Arbeiten wurden, trotz allem unerwünschten Ja und des häuslichen Nein in Deutschland, von Paris bis New York als das Eigentliche aus Deutschland, und das in der geschundensten Kunst des Jahrhunderts, dem Film, erkannt und beschrieben“.

Hier wird die Motivation für das Buch sichtbar. Syberberg empfindet sich als

das verkannte Genie, das, weil ihm die Anerkennung in entscheidenden Jahren nicht in dem Maße zuteil wurde, die er in wahnhafter Maßlosigkeit für gebührend hält, eine jüdisch linke Weltverschwörung konstruiert: So sah sich Hitler, der stümpernde Kunstmaler, in Wien von Juden umzingelt. So sieht sich Syberberg verdrängt.

Man müßte über den 54jährigen Filmemacher abseitiger Exerzitien, der in den letzten Jahren einen gewissen Theatererfolg der Tatsache verdankt, daß eine so außerordentliche Schauspielerin

nem offenen und klaren Bekenntnis zu H. als Massenmörder und daß alles falsch sei von Grund auf in Geschichte und Kunst, was er je getan oder veranlaßt“ hat.

Natürlich fällt ihm so was zu Hitler nicht ein. Mit einem aufseufzenden „Also denn“ bequemt er sich zu der Feststellung: „Ich halte ihn (Hitler) für ein genialisches Medium des Weltgeistes, in einem dämonischen Interesse dieses technischen Jahrhunderts der Massenbewegungen.“ Auschwitz als Séance des Weltgeistes, der sich dazu ein Genie als Medium aussuchte – grausiger kann man kaum verückt sein.

Doch für diejenigen, die Hitler als weniger genialisch empfinden, hat Syberberg auch eine Antwort parat. Er dreht den Spieß einfach um: „H. wäre ohne Demokratie nicht an die Macht gekommen, und Auschwitz ist ihr Preis...“ Auf gut deutsch heißt das: Der Ermordete ist selber schuld. Vergewaltiger argumentieren so: Das Opfer sei so aufreizend gewesen. Mit einem längeren Rock wäre das nicht passiert. Hitler fühlte sich von der Demokratie ähnlich gereizt. Mit dem Rock des Kaisers wäre das nicht passiert.

Daß der Verleger erschrickt, daß Freunde dem Nazi zu einem antifaschistischen Vorwort raten – bewirkt hat es nichts: Syberberg schreibt vom „Mafia-System der demokratischen Lebenslüge“, er weiß: „Wer mit den Juden ging wie mit den Linken, machte Karriere“, er weiß, daß Adorno, Bloch, Benjamin, Kracauer,

Marcuse für eine verkrüppelte Kunst gesorgt hätten: „den Krüppel für die Kunst und für die Werbung den Helden“.

Mit solchen Sätzen, mit solchen Gedanken, mit solchen dumpfen Verschwörungstheorien ist, man erinnere sich, die Bücherverbrennung von 1933, ist die „Endlösung“ von 1942 vorbereitet und ermöglicht worden. Was die Sätze heute noch schlimmer macht als damals: Man weiß heute, daß Blut an ihnen klebt, man muß wissen, wohin sie geführt haben. Sie sind kein abstruses Geschwätz, sie sind verbrecherisch.

Wenn das Wort vom (dank der Gnade der späten Geburt zu spät gekommenen)



Autor Syberberg: „Krüppel für die Kunst“

wie Edith Clever sich ihre Rezitationsabende von ihm einrichten ließ, kein Wort verlieren, wäre sein Buch bei einem obskuren Nazi-Verlag erschienen und wäre das rechte Stammtischgebrabbel Syberbergs erster Ausfall dieser Art.

Der Verlag ist der angesehene Matthes & Seitz Verlag, und der Verleger hat wohl den Text nicht ungelesen in Satz gegeben, vielmehr sei er „erschrocken“ gewesen, jedenfalls sollte der Autor auf des Verlegers Wunsch etwas Begütigendes einfügen: „Ich bin für Thomas Bernhard ohne Einschränkung.“

Auch Freunde, denen Syberberg das Manuskript zu lesen gab, „raten zu ei-



Syberberg-Interview mit Winifred Wagner (1975): Bedingt leidensfähig

Schreibtischtäter Sinn macht, dann hier. Er mag das mit dem Schwulst und der nebulösen Sprache verschleiern wollen, die ihm unterläuft. Manchmal verrät den schrecklichen Deutschen das Deutsch, das er nicht beherrscht, wenn er (wie bereits zitiert) schreibt, Freunde hätten ihm „zu einem offenen und klaren Bekenntnis zu H. als Massenmörder“ geraten. In der Tat: Syberberg bekennt sich, wenn auch nur aufgrund eines mißratenen Satzes, zu Hitler als Massenmörder.

Dazu allerdings hätte es des neuen Buches nicht bedurft. Schon in seinem Gespräch mit André Müller, das die *Zeit* im September 1988 ungerührt und unkommentiert veröffentlichte, hatte er gesagt, daß Hitler im Unterschied zu den Demokraten wenigstens leidensfähig gewesen sei: „Ich möchte behaupten, daß das Böse heute viel schlimmer ist, weil ihm die Leidensfähigkeit abgeht.“ Dagegen „jemand“, der, wie Hitler, „Wagner erfassen kann, muß wissen, was Leiden bedeutet ... Hitler und seine Leute wollten wenigstens etwas. Heute sehe ich so viele, die nichts mehr wollen“.

Was Syberberg 1988 immer noch wollte, war beispielsweise ein Krieg: „Die Vertreibung der Deutschen aus den heute polnischen Ostgebieten war etwas, wofür man eigentlich hätte in den Krieg gehen müssen. Es gibt Ungerechtigkeiten, die man anders nicht lösen kann.“

In diesem Interview stehen die ungeheuerlichsten Sätze, die jemand nach Himmler zu Auschwitz gesagt hat – ja,

es sind Sätze, die für Nazis und Eingeweihte den Anklang an Himmlers Rede auf der SS-Gruppenführertagung am 4. Oktober 1943 in Posen suchen. Himmler:

Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. – „Das jüdische Volk wird ausgerottet“, sagt ein jeder Parteigenosse, „ganz klar, steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen



Edith Clever, Syberberg: „Häusliches Nein“

wir.“ Und dann kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 da liegen oder wenn 1000 da liegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist

ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte ...

Und nun Syberbergs Echo. Er hat, wie er André Müller gesteht, die „Konflikte“ und die „Selbstüberwindung“ der Nazis noch einmal durchlebt. Auf die Zwischenfrage André Müllers, ob denn die Selbstüberwindung und die Konflikte der Nazis so groß gewesen seien, gibt Syberberg folgenden Satz von sich: „Anfangs schon, denn man mußte, um ein Prinzip zu erfüllen, seinen, wie man sagt, inneren Schweinehund überwinden. Man durfte nicht weich werden an der Rampe in Auschwitz.“ Wieder fragt Müller entgeistert: „Bewundern Sie das?“ Und Syberberg antwortet: „Nein, aber ich kann beides verstehen, sowohl daß man gegen Prinzipien verstößt, um sozusagen menschlich zu handeln, als auch daß man sagt, das Beschlossene muß durchgeführt werden.“

Als ich diese Sätze damals las, war ich wie erstarrt. Als die *Zeit* später eine „Entgegnung“ Syberbergs veröffentlichte, hatte ich gehofft, er würde diese fürchterlichen Sätze zumindest widerrufen, falls er sie wirklich gesagt haben sollte.

Aber nein. Was er richtiggestellt haben wollte, waren ein paar Bemerkungen, die er über Peter Stein gemacht hatte. Hier wurde der Maulheld feige und faselte was von Hochachtung, die André Müller unterschlagen habe.

Ich muß gestehen, ich habe von diesem Moment an gehofft, für Syberberg gehofft, daß er schlicht und einfach verrückt ist. Ein Mann mit einer grausigeren Macke als diejenigen Kranken, die sich für Napoleon oder Beethoven halten. Ein Hitler für eine geschlossene Anstalt.

Aber jetzt, angesichts der Buchveröffentlichung und der darauffolgenden Rezensionen: Was soll man von einem Verleger halten, der zwar „erschrocken“ ist, dann aber ungeniert das braune Zeug auf den Markt wirft? Gibt es vor diesem antisemitischen Gefasel keine Hemmschwelle mehr?

Und muß der Wiener Publizist Günther Nenning vor diesem Künstler, der „so ärgerlich tief sinnig und so wunderbar platt“ ist, in seiner *Zeit*-Rezension in die Knie gehen – nur aus Angst, er könnte sonst den neuesten Zug im Kulturfahrplan verpassen? Und als alter Depp und Spaßverderber gelten? Und was soll man angesichts einer Rezension des Wiener Kulturhallodris André Heller sagen, der in der Münchner *Abendzeitung* Syberberg als „einen der originellsten und radikalsten Nomaden in jener kalten Wüste, als die man das deutsche Klima bezeichnen könnte“, feiert?

André Heller, der bedauert, daß in der Gegenwart kein Karl Kraus und kein Kurt Tucholsky da sei, um „unsere heutigen Denkstotter mit einem Nebensatz

aus dem Tempel der Sprache“ zu jagen, sollte vielleicht für einen Augenblick die Mühe des Nachdenkens auf sich nehmen, um zu erkennen, daß Tucholsky ähnliche Sätze mit dem Leben bezahlt hat, wie sie Syberberg heute immer noch von der jüdisch-linken „Umweltverschmutzung der Seele“ äußert.

Syberberg, ein „engagierter Antifaschist“? Bestenfalls ein ewiger Hitler-Junge, der sich idealistisch einen netten, sauberen Faschismus wünscht – umweltfreundlich, heimatverbunden und mit einem anständigen, weil prinzipientreuen Antisemitismus. Ausrottung ja, aber ohne inneren Schweinehund.

Es ist klar, warum André Heller, der sich für unsere kleine Gegenwart auch zu groß vorkommt, Syberberg zum Rufer in der Wüste stilisiert: Auch er ist ja eines der verkannten Genies. Und wenn er nach Karl Kraus ruft, dann in dem sicheren Gefühl, daß bisher niemand als Wiedergänger aus dem Jenseits zurückgekommen ist, nur um dem Rufer dessen poetischen und politischen Tinnens um die Ohren zu hauen.

Dichter

Späte Überlieferung

Wie wurde der spanische Dichter García Lorca ermordet? Ein greiser Arzt, der sich auf einen Tatzeugen beruft, hat erstmals grausige Details veröffentlicht.

Der Tod war das Thema seines Lebens, der Grundakkord des Wortmusikers Federico García Lorca. Als habe er sein gewaltsames Ende immer schon vorausgeahnt, umschmeichelte Spaniens berühmtester Dichter des Jahrhunderts in seinen Versen und Dramen die „spanische Geliebte“, wie er den Tod einmal nannte.

Den Faschisten als entschiedener Republikaner, als Poet des Volkes und als Homosexueller dreifach verhaßt, gehörte der Sänger des Todes, gerade 38 Jahre alt, im August 1936 zu den ersten Opfern des Franco-Putsches: eine makabre Pointe der Geschichte.

Gleich den namenlosen Landsleuten, die in seiner andalusischen Heimat Granada mit ihm starben, wurde Lorca verscharrt wie ein Tier. Sorgsam verwischten die Täter die Spuren ihrer Tat. Die offizielle Eintragung ins Sterberegister erfolgte erst im Jahr 1940 und log Loras Tod („Folge von kriegsbedingten Verletzungen“) in eine Art Unfall um.

Die Soldateska hat den Dichter zum tragischen Helden seiner Nation, zum Märtyrer der Republik gemacht. Bis zum

Ende der Diktatur blieben die genauen Umstände von Loras Tod tabu. Obwohl seitdem, in den vergangenen 15 Jahren, viel darüber gerätselt und geschrieben wurde, war der Tathergang bisher ungeklärt, glaubwürdige Zeugen nicht mehr aufzutreiben.

Nun hat sich, zum 54. Jahrestag des Verbrechens, ein 83jähriger Kardiologe und Schriftsteller namens Francisco Vega Díaz zu Wort gemeldet, der mit zahlreichen Einzelheiten aufwartet. Freilich ist er selbst nur ein Zeuge zweiter Hand, und das Gespräch mit dem (längst verschollenen) unmittelbaren Tatzeugen, auf das er sich beruft, liegt wie die Tat selbst mehr als ein halbes Jahrhundert zurück.

Zu dieser Zeit amtierte Vega Díaz als Hospitalchef des republikanischen Heeres in Granada. Sein Gewährsmann, ein gewisser Héctor, war ihm damals als Chauffeur zugeteilt. Im Jahr 1937, so berichtet nun Vega in Spaniens führender Zeitung *El País*, habe sich ihm Héctor anvertraut.

Diesem Bericht zufolge wurden vier Wochen nach dem Putsch, am 18. August 1936, von den Nationalisten alle Taxen und Mietwagen in Granada requiriert. Héctor erhielt den Befehl zu einer Tour, bei der zwei Falangisten zwei mit Handschellen aneinandergefesselte Männer bewachten. In einem der beiden Gefangenen erkannte der entsetzte Chauffeur „Don Federico“, wie Lorca vom Volk liebevoll genannt wurde.

Zusammen mit anderen Gefangenen wurde der Dichter zu einem bereits ausgehobenen Massengrab getrieben. Weinend und verzweifelt fragte Lorca die Falangisten, warum sie ihm das antäten. Sie stießen ihn ins Grab, beschimpften ihn

als „schwulen Roten“ und schmetterten ihm den Gewehrkolben auf den Schädel. Unter wüsten Flüchen töteten sie den Dichter und seinen Leidensgefährten mit einem Geschoßhagel, um die Leichen danach noch ausgiebig zu bespucken. Ein Gelage, bei dem die Mörder anschließend ihre Tat feierten, nutzte der Zeuge Héctor zur Flucht in die republikanische Zone; in den Wirren des Bürgerkrieges, so Vega, verlor sich seine Spur.

Sein jahrzehntelanges Schweigen erklärt der greise Chronist damit, er habe den überlebenden Angehörigen von Lorca die monströsen Details von dessen Tod ersparen wollen; auch habe er sich dem Zeugen Héctor gegenüber ehrenwörtlich zum Schweigen verpflichtet. Angesichts seines hohen Alters aber, so schließt Vega seine späte Überlieferung, wolle er sein finsternes Geheimnis „nicht mit in die andere Welt nehmen“.



Opfer García Lorca
Noch als Leiche bespuckt



Faschistische Soldaten, Gefangene im Bürgerkrieg: Gelage nach dem Mord